

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 13 (1909-1910)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Elsbeth  
**Autor:** Bühler, J.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-667247>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 03.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Ergebnisse und Normen der wissenschaftlichen Witterungskunde, die volkstümlichen Wetterprophезierungen mehr als diejenigen der Wetterwarten? Keineswegs. Die täglichen Mitteilungen der Lehrern mit ihren Schlüssen auf die nächstkommende Witterung sind von großem Werte. Die Fehlschlüsse werden immer weniger werden, je mehr die Wissenschaft fortschreitet und die Gelehrten dem Wetter hinter seine Launen und Lücken kommen. Das Studieren der amtlichen Wetterkarten sei jedermann aufs beste empfohlen. Es ist eine leichte, einfache Sache und lohnt sich mit einem tiefem Einblick in das Wesen und Walten des Wetters, lehrt aber zudem die Arbeit der Meteorologen achten, statt verspotten. Andererseits mögen aber Lehrere von der volkstümlichen Wetterkunde nicht zu gering denken, wenn diese sich schon nicht auf Hilfsmittel der Wissenschaft stützt. Dann und wann wäre die Ankündigung der Witterung durch die amtliche Stelle vielleicht etwas anders ausgefallen, wenn der betreffende Gelehrte auch gewisse Anzeichen wahrgenommen hätte oder hätte beobachten können, die der ungelehrte Mann im Volke wohl kennt und bemerkt.

Sind die Bauernregeln ohne Wert? Kein Unbefangener wird das behaupten. Es läuft in ihnen manchmal Irrtum, Oberflächlichkeit, Unverständnis, ja auch Aberglaube mit unter; aber vielfach spricht aus ihnen die praktische Erfahrung von Jahrhunderten nicht nur, sondern Jahrtausenden. Alle, die durch Beruf und Beschäftigung mit der Natur in engstem Verkehr leben, der Landwirt, der Hirte, der Senne, der Fischer, der Jäger, der Schiffer, der Forstmann, der Bergführer und andere, sie alle besitzen ein sehr scharfes Auge für gewisse Vorgänge und Veränderungen in der Natur am Himmel und auf der Erde. Sie wissen, was diesen Vorgängen in der Regel folgt, und in ihrem Munde bildet sich dann die Regel aus. In dem jeweiligen Verhalten von Tieren, Bierfüßern, Vögeln, Insekten und andern, in gewissen Erscheinungen an Pflanzen und Mineralien, in Formen, Farben und Bewegungen der Wolken, in Zuständen der Luft und im Befinden nervös empfindlicher Menschen liegen Wetterzeichen vor. Und wenn nun die volkstümliche Wetterkunde auch auf diese Anzeichen etwas hält, so hat die Wissenschaft kein Recht, darüber nur geringschätzig die Achsel zu zucken.

Unter den Bauernregeln lassen sich solche unterscheiden, die sich auf das Wetter des nächsten Tages oder noch einiger darüber hinaus beziehen, und solche, die die Witterung ganzer Jahreszeiten, ja sehr kühn eines ganzen Jahres prophetisch ins Auge fassen, ähnlich wie Falb und seine Nachfolger, die mit ihren kritischen Tagen auf weite Monate voraus viel Lärm machten und noch machen und sich gerne in beredtes Schweigen hüllen, wenn der prophetische Alarmschuß fehl geht, gerade wie jene Naiven, die dem lieben Gott vorrechnen, wann er, ganz unfehlbar, die gewaltigste Wetterkatastrophe eintreten läßt, nämlich ganz sicher auf den und den Tag im Kalender den Weltuntergang. Was sich wohl eigentlich diese naiven Propheten und ihre noch naivern Gläubigen darunter denken? Sie werden antworten: „Siehe Wetterbericht Offenbarung Johannis, Kapitel so und so.“ (Schluß folgt.)

## Elsbeth.

Droben hinterm Steinacker, wo der Wildbach den Rank machen muß um den halbrunden Moränenhügel, steht der Mutter Ghrtanner ihr Häuslein.

Sie scheint steinalt und ist doch kaum sechzig. Zwölfmal hat die Wehmutter Salome durch Nacht und Nebel hinauf gemußt. „Ghyrtanner,“ hat sie das erste Mal gesagt, „Ghyrtanner, ein Mädchen.“ „Genusode, Gott segn' es,“ hat der kräftige Bauer gesagt und die brennende Stirn an die Scheibe gepreßt, und hat nach der Kammer gelauscht, ob das Wimmern dort still werde und mit ihm das Weh in seinem Innern. „Ghyrtanner, ein Bub,“ hat die Salome das nächste Mal gesagt und dann noch zehnmal hintereinander, fast Jahr um Jahr. Und dann ist die Salome noch einmal gekommen. Drei Nächte ist sie oben geblieben, am vierten Morgen hat sie dem Ghyrtanner die Augen zugeedrückt, mit ihren weichen Händen Kindertränen ausgewischt und mit müder, zarter Stimme einer Witwe den Glauben gegeben an die Möglichkeit einer Zukunft.

Wie lang ist das her! Mutter Ghyrtanner weiß es nicht. Wie hat sie gearbeitet die Jahre her! Das wohl weiß man im Dorf, die Falten in Mutter Ghyrtanners Gesicht und Händen, ihre verkrüpfte bucklige Gestalt sind nicht von selbst gekommen, und ihre Kinder wissen auch, daß sie ihren Hunger nicht hätte stillen können, wenn Mutters Gesicht so glatt wäre wie das einer vornehmen Greisin. Auch der Armenpräsident weiß, wieviel die Runzeln dem Armenbeutel erspart haben.

Aber die Elisabeth? Die Burschen grüßen sie wohl, wenn sie an ihr vorbeischießen, denn sie haben Respekt vor ihr, seitdem sie den Postheiri auf offener Straße verohrfeigte, als dieser ein Pferd jämmerlich mit Schlägen traktierte. „Stark wie ein Stier ist sie, aber häßlich wie die Sünde,“ sagen die Burschen, wenn sie vorbei ist, und dann fällt ihnen auch ein, daß die Elisabeth bettelarm ist.

Es ist wahr, schön ist die Elisabeth nicht. Starcknochig wie ein Mann, ihr Fleisch ist hart und die Haut verbrannt, und schon ziehen leise Falten über die eckige Stirne. Auch das ist nicht von selbst gekommen. Die Älteste, hat sie früh zugreifen müssen, und während ihre elf Brüder einer um den andern in eine Lehre trat, ist sie immer zu Hause geblieben und hat von früh bis spät die paar Äcker bestellt und die zwei Rübe besorgt. Das weiß kaum einer, daß die Elisabeth ein Held ist! Kaum daß es Mutter Ghyrtanner weiß, wenn sie an einem Abend vor dem Hüttchen sitzt und ins Land hinaus träumt, in das elf ihrer Kinder hinein gezogen sind, zwei übers Weltmeer. Elf Männer arbeiten da draußen in der Welt, wirken und schaffen und bauen Glück und Segen für sich und ihre Mitmenschen. Nur einmal, als der blaue Briefträger zwei Briefe brachte, die von dem Glück der Söhne erzählten, da hat die Mutter Ghyrtanner der Elisabeth die Hand gegeben und gesagt: „Du Elisabeth, bist auch schuld daran!“ Sie haben einander angeschaut. Die Mutter ist sich dann über die Stirne gefahren und mit müdem Schritt ins Haus gegangen. Die Elisabeth ist noch lange draußen geseßen, aber ganz hat sie nicht begriffen, warum die Mutter traurig wurde.



Sommermorgen. Nach einem Gemälde von Paul Hey.

„Daß Gott erbarm!“ zuckte die Mutter Gyranner zusammen. Ein blendendheller Blitzstrahl durchriß die dämmrige Dunkelheit. Ara—ach folgte ein betäubender Schlag. Unten am Wege knickte die große Pappel zusammen. Elisabeth sah es durch die Fenster, an denen das Wasser herabströmte. Tātātātā klapperte es hastig und laut an die Scheiben. „Hagel,“ sagte Elisabeth. Große, weiße Körner spritzten von den Fensterstäben.

„Gib mir die Bibel vom Kasten, Elisabeth!“

Elisabeth kehrte sofort wieder ans Fenster zurück. Wie das goß, wie das goß! Die Straße herab strömte ein gelber, reißender Bach. Wieder Blitz und Schlag. Ein Ungeheuer ging über die Erde, das brüllte auf in furchtbarem, entsetzlichem Lachen. Elisabeths Augen waren klein und zusammengepreßt, scharf schaute sie nach dem Staumwehr, das auf der andern Seite des Tälchens lag.

Plötzlich schritt sie auf den Schrank heraus. Sie nahm einen alten Militärmantel heraus.

„Was willst du?“ fragte ängstlich die Mutter.

„Wenn's noch fünf Minuten so wettet, bricht das Wehr drüben, und dann hat der Bachmüller Hilfe nötig.“

„Aber Elisabeth . . . . .“

Mutter Gyranner sah in das Gesicht ihrer Tochter und schwieg. Sie kannte diese zusammengepreßten Lippen und den unbrechbaren Willen, der dann in den Seelen der Gyranner aufstieg.

Wieder ein grausam greller Schnitt durch die Dunkelheit, und nun folgte ein Regenschauer, so ungestüm und furchtbar, als fälle mit einem Male ein Meer aus dem Himmel.

Elisabeth riß einen großen, alten Männerfilzhut von der Wand, schlüpfte in den Militärmantel und eilte hinaus. Die Alte war zitternd ans Fenster getreten. Durch das fallende Wasser sah sie unklar die Umrisse einer den Berg hinunter eilenden Gestalt . . . . .

„Hi—ilfe!“ gellte Elisabeths Schrei durch das Wetter. Mit langen Mänersprüngen rannte sie den Weg hinunter. Hinter ihr klatschte und spritzte die gelbe Erde auf. Da — ein dumpfer, schwerer Ton — und holterdiepolter ging an dem Hügel drüben ein großes Stück Wiese zu Tal. Ein nackter Felsen bleckte in den Wettergraus, wo vorher helles Grün gelegen hatte. Aber sofort stürzte sich ein Sturzbach über den Felsen, und ein mächtiger, grau-gelber Schlammstrom wälzte sich hinunter zum Wehr. Als Elisabeth an die Wegbiegung kam, wo man das Dörflein sieht, blieb sie stehen, legte beide Hände an den Mund und schrie in langgezogenen Rufen:

„Hilfe — Hi—ilfe am Wehr!“

Im Dorfe mußte man die Gefahr bemerkt haben, denn gleich darauf rannten eilfertig und flehend die Töne der Rettungsglocke durch den Regen.

Erleichtert faßte Elisabeth den langen Griff ihrer Art, die sie mitgenommen, und rannte querfeldein dem Wehr zu.

Etwa fünfzig Schritte unterhalb des Wehrs standen zwei junge Buchen. Schlag auf Schlag drang Elisabeths Art in den Stamm der einen. Drei Burschen kamen daher gestürmt.

„Fort dort unten,“ schrie einer von oben, „gleich bricht der Damm!“

„Erst die beiden Bäume gefällt! Unterholz zwischen hinein! Einer nimmt jene Buche, zwei fällen Unterholz! Rasch!“

Die Jungen wußten nicht, warum sie gehorchten, aber sie rannten sofort an ihre Posten. Und nun Schlag auf Schlag.

Elisabeths Buche krachte. Achtung! Noch zwei Schläge. Sie neigte sich schwer gegen das Bachbett und stürzte dann gebrochen auf die Erde.

„Rascher, rascher!“ schrie Elisabeth. „Hört ihr's gurgeln? Nun kommt er gleich.“

Noch fünf, sechs Männer waren herbeigeeilt. Auch die zweite Buche stürzte. Eine Menge Jungholz wurde zwischen das Geäst und die Stämme gepreßt.

„So, nun zur Mühle!“

Elisabeth rannte durch den Bach. Bis über die Knie stieg ihr das Wasser.

Oben auf dem Bord liefen sie hinunter. Gleich hinter dem kleinen Gehölz lag die Mühle. Da ein dumpfes Gurgeln hinter ihnen. Elisabeth wendete sich um: der Damm barst. — Wie eine losgelassene Meute stürzte die Flut durch die zersprengte Mauer. Immer mehr drang nach, kräftiger, wütender. Aber an dem Wall der beiden Bäume brach sich die erste Kraft, und wenn das gelbe Untier noch immer rasch genug vorwärtschoß und immer mehr sich an den beiden Bachborden in die Höhe fraß, so war doch der Ansturm nicht mehr so urgewaltig wie gleich nach dem Ausbruch.

Elisabeth und ihre Helfer liefen wieder der Mühle zu; aber so schnell sie auch rannten, die Flut überholte sie. Und als sie an den Mühlengrund kamen, lag schon ein breiter See in der Talausbuchtung. Der Müller mit drei Knechten machten unten die Wasserstraße frei. Gleich unterhalb fraß der Bach sich über einen steilen Waldabhang. Wenn nur der Ausfluß groß genug war, dann war die Gefahr für ihn beseitigt.

Noch immer goß der Regen, noch immer zuckten Blitze, rollten Donner von den Hängen nieder. Das Wasser stieg.

Schon quirlte es an der etwas tiefer gelegenen Stalltüre empor.

„Sollen wir das Vieh hinausstreiben, Müller?“

„Nein, alles soll drin bleiben, es wird gleich nachlassen.“

Elisabeth lief auf und ab in dumpfer Erregung. Vorerst ließ sich nichts weiter tun.

Immer schneller schoß das Wasser vorbei. Unten hatten sie einen großen Block fortzurollen vermocht, die Bahn war freier geworden.

Aber nun wurde auch die Strömung reißender. Pfeilschnell schoß das Wasser vorbei, mächtige Steine kamen ins Rollen.

„Um Gottes willen schnell!“ schrie Elsbeth auf. „Das ganze Landstück hier wird fortgerissen.“ Dann ist die Mühle verloren. Der Müller rannte mit seinen Knechten herbei.

„Wenn wir die beiden Bäume hier quer legen können, mag's gehen.“

Track-Track fielen die Artschläge auf die Stämme. Alle arbeiteten fieberhaft.

„Was ist das?“ schrie eine angstbebende Stimme. Alle schauten nach der Mühle. Das Stück Erde vor dem Stall drehte sich langsam weg. Die Mühle stand noch, aber ein Teil davon war unterspült. Da — brach der Boden des unterspülten Baues durch und sank auf das Wasser. Ein Küchenschrank, ein Tisch, Stühle schwammen durch die Flut, und mitten drin schiffte eine Wiege an der Mühle vorbei.

Die Männer waren starr.

In zwei Minuten würde alles dort über den Waldhang hinuntertreiben. Es war nicht mehr zu helfen. Viel zu spät, um noch hin zu kommen.

Aber dort sprang eine Gestalt in einem Militärmantel von der Höhe herab. Bis unter die Arme stand sie jetzt im Wasser. War sie so stark, um den Fluten widerstehen zu können? Nein. Sie hatte die Art mit einem gewaltigen Schlag in einen festgeflemmten Baumstamm getrieben und hielt sich nun am Schaft. Jetzt trieb die Wiege gegen sie zu, aber hinter ihr schwamm ein Baumstamm. Wenn . . . . . Da hatte Elsbeth die Wiege schon ergriffen, eine blitzschnelle Wendung — der Stamm schoß vorbei.

Die Männer halfen ihr und dem geretteten Säugling aus dem Wasser.

Nach einer Stunde war die Gefahr vorbei. In trockenen Kleidern der Müllerin ging Elsbeth abends nach Hause.

\* \* \*

Am nächsten Sonntag lag ein friedliches Sonnenlächeln über der Erde. Zum Schulhaus auf dem Hügel stapften fröhliche Kinder. Hier und dort hatten sich zwei die Hände gereicht, und ein traumschönes Glück lachte aus ihren Augen. Bald saßen alle nebeneinander auf den Schulbänken und lauschten mit einer hingebenden Andacht, was Tante Elsbeth erzählte. Wer konnte so schön erzählen wie Tante Elsbeth? Niemand, aber auch gar niemand auf der ganzen Welt.

„Er war ein kleines Buebli,“ erzählte sie heute, „da ist er seinen Eltern einmal fortgelaufen, und dann ist er in die Kirche gekommen, ja, und . . . . .“ So erzählte Elsbeth, und ihre Stimme hatte dann nichts Rauhes und Herbes mehr . . . . .

Von J. Bühler. (s. Bücherchau.)

